

„Zwischen Schule und Fabrik. — Textile Frauenarbeit in Baden“

Eine volkskundliche Sonderausstellung in Karlsruhe

Brigitte Heck, Karlsruhe und Guido Fackler, Freiburg

Das eigens für diesen Zweck von der Weingartener Künstlerin Ursula Rauch 1993 angefertigte „Schürzenkleid“ verdeutlicht es bereits im Eingangsbereich: Die Sonderausstellung „Zwischen Schule und Fabrik“ beschäftigt sich mit den Produkten textilarbeitender Frauen und davon ausgehend mit ihren Arbeits- und Lebensbedingungen. Neben den textilen Objekten und den verwendeten Arbeitsgeräten bilden Archivalien, Fotodokumente, Graphiken, Gemälde sowie Interviewpassagen weitere Belegquellen dieses signifikanten, dennoch aber nur selten thematisierten Aspektes der Frauengeschichte, der exemplarisch anhand des ehemaligen Großherzogtums Baden für das 19. und 20. Jahrhundert dargestellt wird.

Handarbeiten werden auch heute noch wie selbstverständlich dem Tätigkeitsbereich von Frauen zugeordnet. Allerdings waren Fertigkeiten in verschiedenen textilen Techniken gerade für den häuslichen Bereich erst im 19. Jahrhundert zu wesentlichen gesellschaftlichen und persönlichen Identifikationsmustern von Frauen aller sozialer Schichten geworden. Wie kam es zu dieser geschlechtsspezifischen Zuweisung? Welche Rolle spielten Handarbeiten im Rahmen weiblicher Sozialisation? In welchem sozialhistorischen, wirtschafts- und technikgeschichtlichen Kontext stehen Textilarbeiten von Mädchen und Frauen „zwischen Schule und Fabrik“? Fragen wie diese standen am Anfang dieses Ausstellungsprojektes, das in einjähriger Vorbereitungszeit als Koproduktion zwischen dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe und

dem Museum für Volkskunde Berlin realisiert wurde. Angeregt durch die Forschungen Heidi Müllers zum Bestand an Stickmusterschürzen in Baden leiteten Brigitte Heck, Friederike Lindner, Heidi Müller und Guido Fackler Planung und Durchführung dieser Sonderausstellung. 53 Museen und Privatsammlerinnen erklärten sich bereit, die Ausstellung mit Leihgaben zu unterstützen, die vom 26. Februar bis 6. Juni 1993 in Karlsruhe gezeigt wurde und vom 6. November 1993 bis 6. März 1994 in leicht veränderter Form in Berlin zu sehen ist.

Erstmals konnten bei diesem Projekt die Verbindungslinien und kausalen Zusammenhänge zwischen der privaten und schulischen Textilausbildung von Mädchen im Handarbeitsunterricht sowie den dadurch erschlossenen Anwendungsbereichen Hausarbeit, Heimgewerbe oder Textilindustrie aufgezeigt werden. Die Ausstellung, deren architektonische Gestaltung der Stuttgarter Architekt Kurt Ranger mit seinen Mitarbeitern übernahm und die vom haustechnischen Dienst des Badischen Landesmuseums hervorragend umgesetzt wurde, gliedert sich in vier Bereiche: Die Ausstellungseinheit „FrauenBilder“ präsentiert, in das Thema der Ausstellung einführend, vielfältige ikonographische Belege weiblicher Textilarbeit; in der Abteilung „FrauenAusBildung“ werden mannigfaltige Beispiele aus der Entwicklungsgeschichte des Handarbeitsunterrichts sowie der Gewerbeförderung in Baden ausgestellt; der Bereich „FrauenArbeit“ zeigt die Nutzenanwendung der erlernten Textiltechniken im Haushalt sowie



„Schürzenkleid“ von Ursula Rauch im Eingangsbereich (Alle Aufnahmen stammen von Thomas Goldschmidt, Badisches Landesmuseum Karlsruhe)

bei der Erwerbsarbeit zu Hause und in der Fabrik; der vierte Ausstellungsbereich bietet, daran anschließend, schlaglichtartige Ein- und Ausblicke in textile Freizeitarbeiten der letzten Jahrzehnte.

Im Mittelpunkt der Ausstellungseinheit Frauenbilder steht das Gemälde „Die Spinnstube“ von Wilhelm Hasemann (1901), einem renommierten Vertreter der sogenannten Bauernmalerei in Baden. An diesem Bild, das im Verlauf der Ausstellung nochmals aufgegriffen und verfremdet dargestellt wird, läßt sich sinnfällig zeigen, wie sehr die Textilarbeit von Frauen in der Rezeption durch bildende Künstler einer idyllisierenden Sicht unterlag. Zwischen klischeebehafteter und realistischer Illustration bewegen sich ebenfalls die gezeigten Bildbelege aus dem Bereich der Werbegraphik. So etwa eine Schaufensterdeko-

ration der Firma Gütermann, die um die Jahrhundertwende gezielt mit den werbewirksamen Symbolen Tracht und Spinnrad für die hohe Qualität ihrer Nähgarne warb, obwohl diese Produkte damals längst industriell hergestellt wurden.

Bis zu der in Baden verhältnismäßig spät eingeführten Gewerbefreiheit im Jahr 1862 waren bestimmte Textilberufe, beispielsweise in der Schneiderei und der Stickerei, „klassische“, zünftig organisierte Männerberufe gewesen. Außerdem wurden in den Industrieschulen des Landes bis in die 1830er Jahre Mädchen und Jungen gemeinsam in bestimmten Textiltechniken wie Stricken und Spinnen unterrichtet. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts sind Textilarbeiten zu „weiblichen“ Arbeiten und der Handarbeitsunterricht zu einem geschlechtsspezifischen Schul-

fach für Mädchen geworden. Dem entsprach die Einführung des neuen Unterrichtsfaches Handarbeiten in badischen Volksschulen (1868), wodurch nun auch Mädchen aus unteren Bevölkerungsschichten — wie zuvor bereits bürgerliche und adlige Mädchen in Klosterschulen und Höheren Bürgerschulen — systematisch über mehrere Schuljahre hinweg „textil“ ausgebildet wurden. In der Ausstellungseinheit FrauenAusBildung findet die Geschichte, Vielfalt und soziale Differenzierung dieser Ausbildung in textilen Fertigkeiten im Handarbeitsunterricht eine breite Darstellung. Über prächtig ausgestaltete Stickmüstertücher des späten 18. Jahrhunderts, biedermeierliche Seidennadelmalereien und blau bestickte Stickmüstertücher badischer Volksschulen der Jahrhundertwende, frühe Schülerarbeiten aus Walldorfschulen bis hin zu textilen Arbeiten von Jungen aus den 1970er Jahren spannt sich der Bogen an Originalbe-

legen aus dem Unterricht. Hierbei ermöglichen Stickmüstertücher aus dem Elsaß, der Schweiz und aus Württemberg Ausblicke und Vergleichsmöglichkeiten mit Schülerarbeiten aus benachbarten Regionen. Daß die Textilien hier, wie in der gesamten Ausstellung, objektschonend präsentiert werden können, ist das Verdienst der aufwendigen restauratorischen Vorarbeiten in der Textilrestaurierung durch Dieter Decker unter Mitarbeit von Jeannette Wipf-Öz.

Mit der Organisation sowie der Durchführung des Handarbeitsunterrichts in Baden wurde der 1859 gegründete Badische Frauenverein beauftragt. Damit verbunden war auch die systematische Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen, die an den unterschiedlichen Bildungsinstituten einen qualifizierten Unterricht in „weiblichen Handarbeiten“ erteilen sollten. Mit der Errichtung von Fortbildungsschulen im Jahr 1874 hatte der Badi-



Ausschnitt aus der Klassenzimmerinszenierung

sche Frauenverein einen weiteren entscheidenden Schritt zur Förderung der Frauenbildung und Frauenerwerbsarbeit unternommen — eine wesentliche Forderung der bürgerlichen Frauenbewegung dieser Zeit. Geschichte und Bedeutung des Badischen Frauenvereins werden anhand einer Inszenierung visualisiert, in deren Zeitraum Großherzogin Luise als Protektorin und Initiativpersönlichkeit des Frauenvereins steht. In unmittelbarer Nachbarschaft dazu dient ein nachgestelltes Klassenzimmer als weiteres illustratives und „erzählendes“ Element zur Geschichte des Handarbeitsunterrichts. Die Menge der in dieser Ausstellungseinheit präsentierten textilen Objekte vermittelt einen lebendigen Eindruck von der „erdrückenden“ Vielzahl und Vielfalt im Handarbeitsunterricht erstellter Arbeiten. Dadurch wird für den Besucher nachvollziehbar, wie stark der Handarbeitsunterricht instrumentalisiert wurde, zur Einübung bürgerlicher Tugenden wie Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit, Geduld sowie Strebsamkeit und somit zur „Erziehung zur Weiblichkeit“ beitrug.

Neben der Schule dienten auch bestimmte Bereiche der staatlichen Gewerbeförderung der Aus- und Weiterbildung textiler Fertigkeiten. So wurde 1881 in Karlsruhe die Kunststickereischule gegründet. In dieser bedeutenden Gewerbeschule hatten überwiegend bürgerliche Frauen die Gelegenheit, eine Ausbildung zu absolvieren, und darüber hinaus bot ein der Schule angeschlossener Werkstattbereich auch die Möglichkeit, gegen Lohn Restaurierungen und andere Auftragsarbeiten durchzuführen. Renommiertere Künstler wie Hans Thoma und Hermann Billing lieferten Entwürfe, nach denen etwa Wandbehänge und Kissen, von denen zwei in der Ausstellung zu sehen sind, angefertigt wurden. Mit den Intentionen und der Tätigkeit der ebenfalls vom Badischen Frauenverein unterhaltenen Kunststickereischule hing eine Gewerbeförderung ganz eigener Art zusammen: die folklorisierende Förderung der vor allem

Hanf und Flachs verarbeitenden Handspinnerei. Die Flachs- und Hanfspinnerei, die noch im frühen 19. Jahrhundert ein in Stadt und Land betriebenes Gewerbe war, verlor danach zunehmend an ökonomischer Bedeutung. Von der industriellen Baumwollspinnerei gänzlich in den Bereich ländlicher Eigen-erwerbswirtschaft abgedrängt, wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer häufiger aufgegeben. Vor dem Hintergrund einer in Baden sich seit etwa 1890 formierenden Trachten- und Brauchtumsbewegung, an der sich hauptsächlich bildungsbürgerliche Kreise beteiligten, wurde 1903 in Karlsruhe eine Spinnereiausstellung durchgeführt. Mit ihr beabsichtigte der Badische Frauenverein eine Renaissance der Handspinnerei herbeizuführen. Die Ausstellung fand zunächst in unzähligen Spinngruppenauftritten und weiteren örtlichen Spinnausstellungen Nachahmung, hatte langfristig jedoch nicht die erwartete Breitenwirkung. Dieser anachronistischen Gewerbeförderungsmaßnahme ist eine weitere Inszenierung gewidmet: Im Durchblick einer auf fünf Stelen aufgezogenen Reproduktion des 1901 fertiggestellten (und bereits erwähnten) Ölgemäldes „Die Spinnstube“ von Wilhelm Hasemann ist das Großfoto einer Fabrikspinnmaschine aus dem Jahr 1898 zu sehen. Ein in diese Kulisse gestellter Transportbehälter für Garnspulen, konfrontiert mit einem Spinnrad des späten 19. Jahrhunderts, verstärkt die Aussage von Gemälde und Fotografie. Das Nebeneinander von (damals) neuester Technologie und folklorisierendem Rückgriff wird zusätzlich durch eine wechselnde punktuelle Beleuchtung beider Bedeutungsebenen betont.

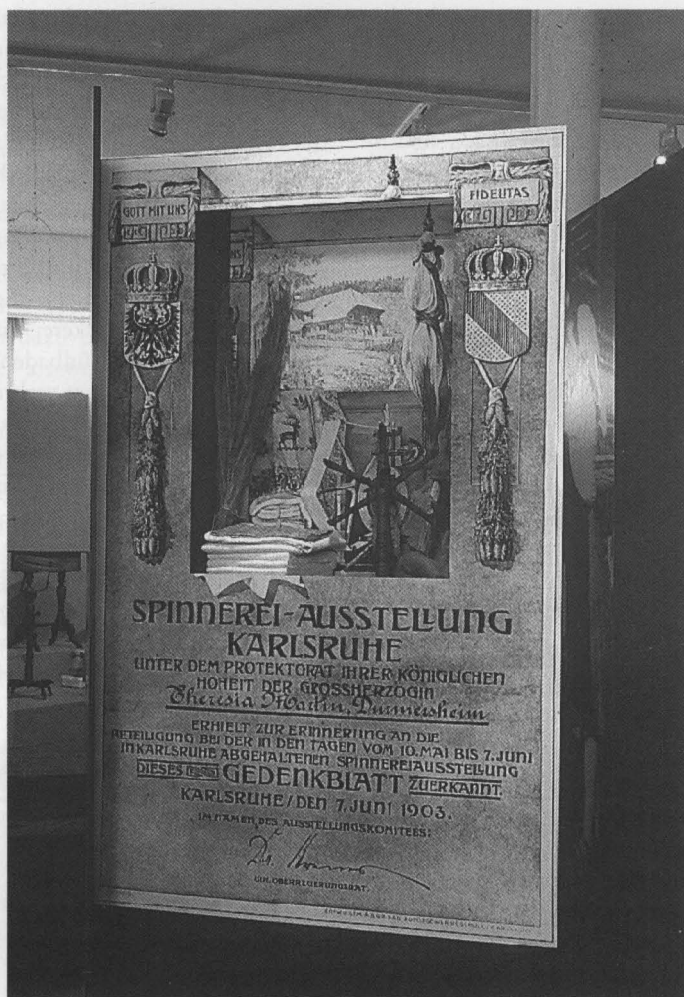
Die folgende Ausstellungseinheit FrauenArbeit thematisiert die praktische Umsetzung der im Handarbeitsunterricht erlernten Kenntnisse. Als zentraler Anwendungsbereich stehen die vielfältigen häuslichen Textilarbeiten, die vorwiegend adlige und bürgerliche Frauen im 19. und 20. Jahrhundert anfertigten, im Mittelpunkt. Haushaltstextilien

wie Tisch-, Bett- sowie Aussteuerwäsche, bestickte Überhandtücher, Baby- und Kinderkleidung, bestickte Täschen, Briefbeutel, Wandbilder und Kissen sind Beispiele dieser Textilkultur. Neben den vielfältigen häuslichen Textilarbeiten sind Arbeitsmöbel und Kleingeräte zu sehen. Nähtisch, Nähmaschinentisch mit Tretmechanismus und elektrische Tischnähmaschine dokumentieren hierbei Stationen der technologischen Entwicklung auf dem Gebiet der Hausnäherei. Aber auch bei den ausgestellten Kleingeräten und Handarbeitsutensilien ist für den Zeitraum der letzten 150 Jahren ein signifikanter Funktions- und Geschmackswandel sichtbar. Die Inszenierung eines bürgerlichen Salons mit einem Ofenschirm in Wollstickerei, einem besticktem Fußbänkchen und anderen Objekten erlaubt einen atmosphärischen Einblick in die mit Textilien reich ausgestatteten bürgerlichen Wohnräume des Biedermeiers und der Gründerzeit.

Einen starken Kontrast dazu bildet die gegenüberliegende Inszenierung einer proletarischen Wohnküche, die zugleich der Arbeitsplatz einer Heimstrickerfamilie war. Das textile Heimgewerbe wird exemplarisch anhand einiger in Baden historisch bedeutsamer, von weiblichen Arbeitskräften dominierter Hausindustrien, dargestellt: die Musselinstickerei, die Seidenbandweberei und die Trachtenstickerei. Die protoindustrielle Phase kennzeichneten die Musselinstickerei und die Seidenbandweberei, die in Südbaden während des letzten Jahrhunderts weit verbreitet waren. In unmittelbarer Nachbarschaft zur Schweiz mit ihren finanzkräftigen Investoren entstanden beide Heimgewerbe bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und wurden vor allem von Frauen bäuerlicher Haushalte im Nebenerwerb betrieben. Die übliche Organisationsform war das Verlagssystem, das die Produzentinnen in großer finanzieller Abhängigkeit vom Verleger hielt, wobei die



Vitrine mit Handarbeitsutensilien: Stickrahmen, Nähsteine, Handarbeitskörbe, Stopfeier u. a.



Installation zur Gewerbeförderung: vergrößerte Preisurkunde mit montierter Haspel, Leintüchern sowie Flachsbindeln

Heimarbeiterinnen häufig noch zusätzlich den Pressionen der Mittelsmänner, der Ferger, ausgesetzt waren. Während die Musselinstickerei in Baden jedoch bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert eingestellt wurde, betrieben Frauen die Seidenbandweberei bis in die 1970er Jahre; die Trachtennäherei oder -stickerei sogar bis in die Gegenwart. Im Unterschied zu den beiden erstgenannten Bereichen ist die Trachtennäherei und -stickerei als

eigenständiges Gewerbe organisiert. Die Näherinnen und Stickerinnen sind neben der Produktion selbst auch für Rohstoffbeschaffung und Vertrieb verantwortlich.

Ein weiteres Anwendungsfeld textiler Fertigkeiten stellen die unterschiedlichen Tätigkeiten von Frauen in der Textil- und Bekleidungsindustrie dar. Die notwendige Beschränkung auf einige „typische“ Frauenberufe in diesen Industriezweigen soll dennoch



Während die industrielle Garnproduktion den Markt beherrscht (im Hintergrund dargestellt durch das Großfoto einer Arbeiterin an der Spinnmaschine mit Transportbehälter für die Garnspulen), förderte der badische Staat die Wiedereinführung der Handspinnerei (im Vordergrund durch die in fünf Stelen zerlegte Reproduktion des Hasemann-Gemäldes „Die Spinnstube“ und ein Spinnrad aus dem späten 19. Jahrhundert veranschaulicht). Davor ein modernes Spinnrad, das die Besucher zum Spinnen anregen soll.

einen umfassenden Überblick ermöglichen. Dabei stehen nicht Arbeitsprodukte oder -vorgänge im Vordergrund, sondern — soweit dies die Quellen und Exponate zulassen — historische und aktuelle Lebens- und Arbeitswelten von Arbeiterinnen. Der Einsatz eines eigens hergestellten 15minütigen Videofilms (Bildquellen: Fotografien, Archivalien; Ton: Sprecherin, Interviewpassagen; Dauerabspielung mit Lautsprechern), der auch als Einführung in die Thematik dienen kann, eröffnet eine neue Vermittlungs- und Rezeptionsebene, bei der subjektive Erfahrungen von Textilarbeiterinnen „anschaulich“ gemacht werden, Betroffene selbst zu Wort kommen. Abbildungen, die sowohl im Film wie auch in der Ausstellung anzutreffen sind, sollen beim Besucher einen inhaltlichen

Brückenschlag zwischen den audio-visuellen Medien und den Exponaten bewirken und zu einer vertiefenden Auseinandersetzung anregen. Objekte, bei denen das Berühren (Baumwollballen, Kardenband, ungeschlichtete und geschlichtete Kettfäden) oder Ausprobieren (Funktionsmodell eines Webstuhls) ausdrücklich erwünscht ist, wenden sich an den Tastsinn und die Neugier des Besuchers und sollen nicht nur den Wissensdurst von Kindern befriedigen.

Als Leitindustrie prägte die Textilindustrie die ökonomische Entwicklung des jungen Großherzogtums. Besonders nach dem Beitritt Badens zum deutschen Zollverein 1836 entstanden große Baumwoll-Spinnereien und Webereien am Ober- und Hochrhein; ein weiteres Zentrum befand sich mit der „Badi-



Großfoto der Belegschaft der „Mechanischen Baumwoll-Weberei Brombach“ von 1892 mit vorgelagertem Baumwollballen.

schen Gesellschaft für Spinnerei und Weberei Ettlingen“ in der Nähe der Landeshauptstadt. Auf die wechselvolle Geschichte der badischen Textilindustrie, die seit ihrem Entstehen durch Boom- und Krisensituationen gekennzeichnet ist, wird in der Eingangssituation dieser Ausstellungseinheit aufmerksam gemacht: Ansichten prächtiger Firmenbauten stehen für die Blütezeit, Statistiken belegen den Verlust von Arbeitsplätzen von Textilarbeiterinnen zwischen 1970 und 1987. Im Mittelpunkt des in diesem Bereich ausgestrahlten Videofilms „Frauen in der südbadischen Textilindustrie“ stehen biographische Erinnerungen in Mundart von Textilarbeiterinnen aus Zell im Wiesental. Alma Rümmele, die rund 40 Jahre als Spinnerin und Betriebsrätin tätig war, berichtet von ihrer Anlernzeit, der Veränderung der Arbeitsabläufe durch Modernisierungs- und Rationali-

sierungsmaßnahmen sowie der Bevorzugung von Männern bei Neueinstellungen, da für Frauen lange Jahre ein Nachtarbeitsverbot bestand; die 89jährige Elisabeth Vogt schildert, wie sie in ihren 46 Berufsjahren als Weberin, Vorarbeiterin und Ausbilderin zweimal für die Kriegsproduktion eingesetzt wurde und in der Nachkriegszeit am Neuaufbau der Zeller Weberei beteiligt war. Die Stilllegung dieses Betriebs erfolgte 1990, wogegen die betroffenen Arbeitnehmerinnen mit einem Demonstrationzug und einer Solidaritätsveranstaltung protestierten. Klara Behringer und Barbara Kaiser hatten zu diesem Anlaß das bissige und sozialkritische Gedicht „D’Webi stirbt“ verfaßt, das sie zum Abschluß des Films vortragen.

Den (bis in die jüngste Zeit) großen Anteil weiblicher Beschäftigter in der Textilindustrie versinnbildlicht — neben weiteren Fotogra-

fien und archivalischen Quellen — das Großrepro eines Belegschaftsfotos der „Mechanischen Baumwoll-Weberei Brombach“ von 1892, auf dem um einen Meister ausschließlich Arbeiterinnen gruppiert sind. Bei näherem Hinsehen kann man erkennen, daß viele der dargestellten Arbeiterinnen trotz ihres jungen Alters bereits abgearbeitet und erschöpft aussehen. Da Mädchen aus einkommensschwachen Arbeiterhaushalten keine Möglichkeit hatten, eine Lehre zu absolvieren, gab es für sie auch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts kaum Alternativen zur kräftezehrenden Fabrikarbeit. Die Staubentwicklung bei der Baumwollverarbeitung führte in dem ungesunden Klima der Fabriksäle häufig zu Lungenleiden, das stundenlange Stehen an den Maschinen zu chronischen Bein- und Fußkrankungen. Hinzu kamen der ohrenbetäubende Lärm, die Hitze, der psychische

Druck der Akkordarbeit sowie nicht selten sexuelle Belästigungen durch den Werkmeister. Ein Arbeitstag dauerte im letzten Jahrhundert zwischen 13 und 15 Stunden und wurde erst 1891 gesetzlich auf 11 Arbeitsstunden begrenzt. Obwohl für viele Familien die Erwerbsarbeit der Mutter oder der Tochter eine ökonomische Notwendigkeit darstellte, galt Frauenarbeit lediglich als Zuerwerb, da sie geringer entlohnt wurde als die (gleiche) Arbeit eines Mannes und nur eine kurze Anlernzeit ohne Ausbildung erforderte. Letzteres machte Frauen als Arbeitskräfte für die Fabrikherren attraktiv, zumal sie durch ihre Sozialisation im Handarbeitsunterricht an den Umgang mit Textilien gewöhnt waren und sie Eigenschaften wie Gehorsam und Geduld internalisiert hatten — dies gilt nicht nur für das letzte Jahrhundert. Die Textilindustrie bot einen Arbeitsplatz in der nächsten



Das Großfoto einer Spinnerin mit aufmontierten Arbeitsutensilien und -produkten, zwei Kardenbandbehälter sowie weitere Exponate prägen den Abschnitt Spinnerei.



Wäscheberg mit Blick auf den Nähmanufakturtisch und die Abschnitte Weberei und Wirkerei.

Umgebung. Damit verbunden war meist eine Doppelbelastung vieler berufstätiger Frauen, die neben der Arbeit noch Ehemann, Kinder und Haushalt versorgten. Die mangelhaften Arbeitsbedingungen hatten zur Folge, daß viele Arbeiterinnen — trotz einiger „Sozialleistungen“ der Fabrikherren, welche allerdings in erster Hinsicht die Arbeitskraft der Arbeiter erhalten sollten — in neu entstandene Industriezweige abwanderten. Als Ausgleich begann in der Textilindustrie schon um 1900 die Anwerbung von Arbeiterinnen aus dem Ausland.

Während der beiden Weltkriege führte die Isolation der badischen Textilindustrie von den internationalen Baumwollmärkten zu massenhaften Entlassungen. Dieser Zustand besserte sich 1916 mit der Einführung der Papiergarnspinnerei und -weberei. Hierbei wurden Sandsäcke, Brotbeutel und Patronentaschen von Heimarbeiterinnen für geringen

Lohn aus gesponnenem Papiergarn produziert, darunter auch Papierhemden, von denen zwei Exemplare in der Ausstellung zu sehen sind. Kriegszeiten bedeuten aber immer auch eine Umstellung auf Waffen- bzw. Rüstungsproduktion. Die technisch versierten Textilarbeiterinnen stellten nun unter erschwerten Bedingungen während eines immer länger werdenden Arbeitstages in Tag- und Nachtschichten Granaten oder Zeitzunder her. Unter besonders schweren Bedingungen mußten Fremd- und Zwangsarbeiterinnen arbeiten, die während des Zweiten Weltkrieges auch in der Textilindustrie eingesetzt wurden und deren Schicksal bislang kaum erforscht ist. Von der Rüstungsproduktion und der Durchdringung des Arbeitsalltags durch den Nationalsozialismus zeugen Fotografien sowie ein Fotoalbum.

Im folgenden werden exemplarisch „typische“ Frauenarbeitsplätze in der Baumwoll-

und Seidenspinnerei, der Weberei sowie der Konfektion näher vorgestellt. Bei den Recherchen für die Ausstellung stellte sich das Problem, daß Dokumente, die sich auf die Arbeitsverhältnisse beziehen und diese anschaulich darstellen, kaum vorhanden sind. Der Aufbau von Maschinenteilen, die Rekonstruktion oder die Inszenierung eines Maschinenarbeitsplatzes war wiederum aus statischen und finanziellen Gründen — bis auf eine Ausnahme — nicht möglich. Die in den Archiven vorgefundenen, im Auftrag der Firmenleitung entstandenen Fotografien stellen zudem die Arbeitsbedingungen geschönt dar, so daß dieser Eindruck durch andere Exponate und erläuternde Texte berichtigt werden mußte. Auf den Schrifftafeln werden jeweils die einzelnen Arbeitsschritte sowie ihre technische Entwicklung komprimiert erklärt und einzelne Arbeitsfaktoren exemplarisch herausgegriffen. Statistische Angaben zum Abbau von Frauenarbeitsplätzen in den letzten zwanzig Jahren sowie aktuelle Zeitungsmeldungen schlagen eine Brücke in die Gegenwart.

Zwei heute gebräuchliche Kardenbandbehälter aus der Spinnerei Ettlingen mit dem noch weiter zu verspinnenden Kardenband sowie dazugehörige Aufnahmen lassen erkennen, daß der Transport dieser Behälter für die Arbeiterinnen große Kraft erforderte. Der monotone und hochtechnisierte Arbeitsplatz an einer Spinnmaschine in den 50er und 60er Jahren unseres Jahrhunderts wird durch das Großfoto einer Spinnerin veranschaulicht, auf das verschiedene Arbeitsutensilien und -produkte montiert sind (Flyer- und Garnspulen, Transportbehälter, „Abgangsack“ für Wollreste). Für die Arbeit in der Spulerei stehen u. a. ein Handknoter, mit dem der gerissene Faden wieder zusammengeknüpft wurde und diverse Kreuzspulen.

Große Bedeutung kam in Baden bis zur Entwicklung der Kunstseide in den 1920er Jahren der Seidenindustrie zu. Vorwiegend von weiblichen Arbeitskräften wurden in der Sei-

denspinnerei und -zwirnerei Näh-, Maschinen- und Knopflochseiden sowie Seidenbänder und -stoffe produziert. Heute noch bekannte Hersteller waren die Gebrüder „MEZ“ in Freiburg sowie die Firma „Gütermann“ in Gutach i. Br. Ein Schaukasten der Firma „Gütermann“ verdeutlicht die Gewinnung und Verarbeitung des Rohstoffs Seide, Arbeitsplatzfotografien und ein zeitgenössischer Bericht über die Seidenspinnerei thematisieren die Arbeitsabläufe, Warenproben (z. B. der Hand- und Maschinenseide Marke „Wodan“) zeigen das entstandene Produkt, Werbe- (Kalender, Werbebilder, Schaufensterwerbung, Emailschild, Schaukästen mit Garnrollen) bzw. Verkaufsmittel (Nähseidenschrank, Verpackungsmaterialien) legen dar, wie diese Erzeugnisse der Kundin nähergebracht wurden, wobei motivisch besonders gern auf das „Idyll“ eine spinnenden Schwarzwälderin zurückgegriffen wurde.

Das Funktionsmodell eines Schaftwebstuhls lädt zum Selbst-Weben ein und macht somit die Funktionsweise und die wichtigsten technischen Einzelheiten beim Webvorgang einsichtig. Die ausgestellten Schützen, Greifer, Projektile und das Modell der Hauptdüsen einer Luftdüsenwebmaschine veranschaulichen die technische Entwicklung beim Einbringen des Schußfadens, die zwar körperlich anstrengende Handarbeiten überflüssig machte, durch die enorm gesteigerte Produktionsgeschwindigkeit die Arbeitsbelastung einer Weberin aber erheblich steigerte: Statt wie vor einigen Jahrzehnten zwei Webstühle hat eine Weberin heute bis zu 30 Stück auf einem Areal von etwa 300 Quadratmetern zu beaufsichtigen. Verschiedene Fotografien arbeitender Frauen und Musterbücher illustrieren diese Entwicklung ebenfalls. Auch der Weg vom Entwurf bis zum gewebten Stoff ist heute automatisiert. Dies zeigt der Vergleich eines von Hand aufgezeichneten Musters, der dazugehörigen Lochkarte für das Weben am Jaquardwebstuhl und des fertigen Stoffes mit dem modernen Ausdruck eines Computer-

entwurfs, der das Aussehen des Endprodukts vorwegnimmt.

Im Gegensatz zur Schwäbischen Alb spielte die Herstellung von Wirkwaren (Strickprodukten) in Baden keine entscheidende Rolle. Den größten Betrieb Badens, eine „Mechanische Tricot-Weberei und Färberei“, eröffnete der Schweizer Jacques Schiesser 1875 in Radolfszell. Um die Jahrhundertwende wurden täglich 12 000 Stück Fertigwaren produziert und in alle Welt verkauft, zu denen Bekleidungsstücke wie das Herrenunterhemd „Wilhelm“, weitere Unterwäsche, Trikots bzw. Hemden zählten und wovon Musterbücher, Preislisten u. ä. berichten. Eine Anschauungstafel der Firma Schiesser listet die unterschiedlichen Arbeitsprozesse auf, Fotografien, vor allem aber ein Nähmanufakturtisch mit sechs Arbeitsplätzen aus dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts, an dem regelmäßige Vorführungen stattfinden, lassen die Gleichförmigkeit und die Arbeitsbelastung in der Konfektion, d. h. der Näherei, erahnen. Die Beaufsichtigung endete für viele ledige Frauen und aus dem Ausland angeworbene Arbeiterinnen aber nicht mit dem Ablauf eines Arbeitstages; sie wurden — wie auch in anderen Spinnereien und Webereien — in sogenannten betriebseigenen Mädchenwohnheimen kaserniert, an die anhand von Postkartendarstellungen erinnert wird.

Ein großer Wäscheberg einer Altkleidersammelstelle mit gebrauchten Textilien bildet das Bindeglied zwischen der eben erläuterten und der abschließenden Ausstellungseinheit, die einen Ausblick auf zeitgenössische Textilarbeiten im Rahmen der Freizeitbeschäftigung bietet. Der Kleiderhaufen symbolisiert Konsumorientierung, ökologische Probleme bei der Abfallbeseitigung, aber auch den kulturellen Wandel im Umgang mit Bekleidungsstücken im Laufe der letzten Jahrzehnte: Die ständige und immer preisgünstigere Verfügbarkeit von Kleidung hat zur Folge, daß man zerrissene oder abgenutzte Textilien nicht

mehr ausbessert, sondern gänzlich durch neue ersetzt.

Freilich haben sich auch die Methoden der Ausbesserung fehlerhafter Kleidungsstücke gewandelt. Bügelflicken, Textilkleber u. a. Hilfsmittel ersetzen aufwendiges Stopfen und Flickern, dienen jedoch ebenfalls dem Verziern. Daneben bildete sich eine von Modetrends abhängige Freizeitkunst im Textilbereich heraus, die in der Ausstellung exemplarisch durch kunstvolle Quilt- und Patchworkarbeiten vertreten ist. Ein wachsender Markt an Frauen- und Modejournalen trägt wesentlich dazu bei, zyklisch wechselnde Häkel-, Stick-, Knüpf- und Strickwellen zu propagieren, jedoch auch hervorzurufen. Jeans mit Schmuckflicken, Stickbilder, Knüpfteppiche, gehäkeltes Spielzeug, ein mit einer Klebepistole dekoriertes T-Shirt, Sofakissen, Decken, Kaffeewärmer und — nicht zu vergessen — die Klorollenhauben, die für den Zeitgeist der 70er Jahre stehen und die man bis heute noch vereinzelt auf den Rücksitzablagen von Pkw's antrifft, sind Beispiel für die Möglichkeiten kreativer textiler Freizeitbeschäftigung mit einem mehr oder weniger großen Gebrauchswert. Die Freizeitindustrie hat diesen Markt indessen längst entdeckt und beliefert ihn eifrig, so daß man sich heute mit textilen Handarbeiten auch ohne entsprechende Vorbildung beschäftigen kann. Die Ausstellung in Karlsruhe ergänzte ein von der Museumspädagogin Ulrike Radke zusammengestelltes umfangreiches Begleitprogramm, das eine intensivere Beschäftigung der Besucher mit einzelnen Bereichen ermöglichte. Neben Ausstellungsführungen für Erwachsene und thematischen Führungen mit speziellen Aktionen für Kinder wurden Vorführungen zur Trachtenstickerei, zum Spinnen mit dem Spinnrad und zum Bearbeiten von Wolle angeboten. Nach Voranmeldung erfolgten sozialgeschichtlich orientierte Führungen oder Veranstaltungen mit praktischer Arbeit für Schulklassen; in einem Seminar für Lehrerinnen und Erziehe-

rinnen wurden diese mit den einzelnen Ausstellungseinheiten vertraut gemacht. Ein Vortragsgespräch und mehrere Workshops setzten sich praxisorientiert mit Handarbeiten, der Monogramstickerei, dem Sticken mit der Nähmaschine, dem Färben und Marmorieren sowie dem Flickern und Stopfen auseinander. Für Kinder ab acht Jahren gab es zudem in der Osterwoche einen Ferienaktion zum Thema „Leben und Arbeiten von Frauen und Kindern in der Hausweberei“.

Aber auch in der Ausstellung wurden museumspädagogische Initiativen eingesetzt. Ein Spinnrad, ein Flicktuch mit dazugehörigen Arbeitsutensilien, ein Korb voller Wunderknäule, in denen sich als Belohnung für fleißig strickende Kinder eine Überraschung verbarg sowie das Webstuhlmodell regten

zum Ausprobieren und Mitmachen an. Eine dreiteilige Filmreihe zum Textilgewerbe im Wiesental konnte auf Knopfdruck am Ende der Ausstellung abgerufen werden, wenngleich die Vorführbedingungen für diese AV-Einheit wegen Platzmangels nicht optimal waren.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Ausstellung werden detailliert im Ausstellungskatalog „Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden im 19. und 20. Jahrhundert“ (Sigmaringen 1993) auf 252 Seiten mit 266 teilweise farbigen Abbildungen und einer ausführlichen Bibliographie dargestellt. Dabei versteht sich der Katalog nicht als genaue Rekonstruktion der Ausstellung, sondern als ergänzende Publikation, welche die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Hintergründe erhellen will.